Nummer 282 Montag, 1. Dezember 1924

Berliner Familien-Zeitung

Die Verschwörung

Erzählung aus dem alten Mexiko

Von

Richard Kreis

(Schluß.)

Damit verschwand er. Ernst und finster gingen die Männer hinaus. Der rauchende Stern, der Komet mit dem schimmernden Schweif, war erschienen, Furchtbares stand bevor. Ungewiß war es, ob noch etwas abzuwenden sein würde . . . Sie gelangten unbemerkt ins Boot, und gleich darauf glitt das Fahrzeug wieder weich und flink durch die Kanäle, aufs offene Wasser hinaus. Weit draußen, in der Nähe einer kleinen Insel, hörte der Prinz auf zu rudern. Sechsmal erklang von dort der Ruf des Spottvogels, dann war Stille. Der betäubende Duft der Agaven stieg zur Morgensonne empor. Von fern kam das Brüllen der wilden Tiere aus den Tiergärten des Königs herüber. Wieder klang der sechsfache Vogelruf von der Insel her. Eine leise Freude zuckte über das kupferne Gesicht des Jagenden Adlers, der die Maske abgelegt hatte. Sie legten an und wurden von einem Sklaven ans Land geleitet. Der Nachen wurde ins Schilf gezogen, wo schon zwei Boote lagen. Sie waren die Letzten.

Schweigend schritten die Freunde einen drei Hände breiten Pfad entlang, hintereinander gehend, durch Gestrüpp von Tazus und buntem Giftkraut. Hinter einer blühenden Eibe machte der Jagende Adler, der voranging, halt und schüttelte sechsmal seinen Rasselstab. Die Steinchen in der Höhlung des Stabes schlugen mit kurzem, hellem Geräusch an die juwelenbesetzte Außenwand. Kurz darauf öffnete sich eine Art Tor, das unsichtbar in eine Taxushecke geschnitten war, und die beiden traten ein. Sie stiegen am Ende eines langen Ganges einige Stufen hinunter und befanden sich in einer Felsenkammer, die von Fackeln taghell erleuchtet war. An den Wänden erkannte man das rauhe, gezackte Gestein: Lava. Die Insel war eines Tages aus dem See gestiegen, als der Rauchende Berg die Feuertore zerbrochen hatte. Eines Tages würde sie wieder verschwinden in den tiefen Wassern des Salzsees.

Die Fackeln beleuchteten drei mit fürstlichen Abzeichen geschmückte Indianer, die beim Eintritt der beiden von niedrigen Holzsesseln aufstanden. Es war Itzlilzochtli, die Schwarze Blume, Sohn des Königs von Texcuco und die Hoffnung der Rebellen im ganzen Land; es war Quiautzin, der Große Regen, Abgesandter von Huerotzinco, und es war der Sohn des Fürsten von Tlaskala, der Rote Stern. Stumm verneigte sich der Blühende Strauch und trat zur Seite. Der Jagende Adler begrüßte ernst und umständlich die Rebellen.

Er war zum erstenmal, getrieben von der Sorge um Anahuac, mit ihnen in Verbindung getreten.

Die Zeiten waren unheilverheißend. Am Ufer des großen Wassers im Osten waren hellhäutige Zauberer auf schwimmenden Häusern angekommen, hatten das Land an der Küste verwüstet und in allen Schlachten gegen die Indianer gesiegt. Sie hatten die heiligen Bilder der Götter zerstört und Götzenbilder in die Tempel gehängt. Durch Verrat und Zauberei waren sie bis nach Cempoalla gekommen, und zogen jetzt auf Tlaskala. Noch hatte sich ihnen kein großes Kriegsheer entgegengestellt, und sie verlangten höhnisch, in Mexiko einzuziehen. Und noch immer tobte der jahrzehntelange Bruderzwist zwischen Mexiko und Tlaskala, noch immer saß Montezuma unschlüssig in seinem Palast und sandte Botschaften über Botschaften, statt Heere. Schon zürnten die Götter. Der rauchende Stern war erschienen. Der Adler im großen Tempel, das Sinnbild des Kriegsgottes, war gestorben. Mehrere Male hatte die Erde dumpf grollende Töne ausgestoßen und über dem rauchenden Berg stand seit Tagen ein roter Schein. Unheil verkündeten die Zeichen.

So war die geheime Beratung zustande gekommen, die beinahe das Schicksal der Welt entscheidend gedreht hätte. Wenn nicht die Götter eingegriffen hätten, wäre der Briganten-General Cortez mit seinen 500 Räubern hinweggefegt worden von der Neuen Welt. Wenn Mexiko und Tlaskala sich einigten, konnte keine Macht der Erde ihnen auch nur einen Stein fortnehmen.

Stunden vergingen. Schon waren die geheimen Abmachungen fast beendet. Da erhob sich der Blühende Strauch und flüsterte dem Prinzen etwas zu. Unwillig, doch erbleichend erinnerte sich der Jagende Adler der Warnung des Zauberers. Er brach die Unterredung ab. In diesem Augenblick stürzte der Sklave ins Zimmer, der sie am Ufer empfangen hatte. Er stotterte aufgeregt. Ehe er zu Ende war, schleppten zwei andere Sklaven einen gefesselten Menschen herbei. Der Blühende Strauch riß seine Augen weit auf: es war die Tochter Ocelis, des Zauberers. War sie eine Verräterin? Wie kam sie, als böses Omen, hierher?

Das Mädchen bedeutete ihn aufgeregt, er möge ihr den Knebel aus dem Mund nehmen. Es geschah, und sofort rief sie atemlos: „Flieht! Man hat euch entdeckt! Montezuma!" Mit einem Griff nahm sie der Sänger in seinen Arm, schob den Prinzen aus der Türe hinaus und eilte mit seiner leichten Last nach. Schweigend machten sie das Boot los und ruderten mit allen Kräften um die Insel herum, um den Verdacht von der Landungsstelle abzulenken und so schnell wie möglich die schwimmenden Gärten zu erreichen, wo man harmlosen Blumeneinkauf vortäuschen konnte. Die beiden arbeiteten mit verzweifelter Kraft. Fern am Ufer sahen sie jetzt das Königsschiff. Die Sonne brannte mit unerbittlicher Glut, das Wasser kochte fast. Es war kurz vor Mittag. Nicht lange mehr, und die Sonne mußte den siebenten Turm erreicht haben. Die Stunde des Unglücks. Nie lügen die Maiskörner auf den Kohlenbecken, nie irrt sich ein Magier! Schluchzend lauerte Ocelis Tochter im Nachen, zu Füßen des Blühenden Strauches. Ihre schmalen, hellbraunen Schultern zitterten leise. Sie war sehr schön. Erst jetzt sah es der Sänger. Die dunkelrot geschminkten Spitzen ihrer Brüste gingen auf und ab unter dem rasenden Schlag ihres Herzens.

Inzwischen hielt die große, golden und blau gefärbte Barke des Königs, an der Spitze mit zwei Flügeln des roten Reihers geschmückt, an der Brücke des Königspalastes. Zehn ausgesuchte Rudersklaven warteten, die Ruder erhoben, auf den Befehl zur Fahrt. Der Herr der Wasserhäuser hatte das weiße Sonnendach spannen lassen, von dessen Seiten, in kleinen Abständen, Ketten aus reinem Gold herabhingen, die während der Fahrt leise und melodisch klirrten. Schon vor einer Stunde hatte Montezuma die Barke kommen lassen, um die Verschwörer auf der Lawinsel zu überraschen. Aber er zögerte noch, wie immer jetzt, seit die Kunde von weißen Roßmenschen zu ihm gelangt war. Draußen ächzten die Ruderer unter der Hitze, denn es war fast Mittag, aber immer noch beriet der Herr der Welt mit dem Kanzler in seinem türkisengeschmückten Thronsaal.

Die Fliehenden waren jetzt aus dem Gewirr der Inseln herausgekommen und steuerten den schwimmenden Gärten zu. Da erhob sich die Tochter des Zauberers und rief angstvoll: „Nicht dorthin! Nicht dorthin!" Sie flehte verzweifelt und mit solcher Sicherheit, daß die beiden Männer anhielten. Schon einmal hatte sie das Mädchen heute gerettet. „Wohin?" fragte der Blühende Strauch. Sie zeigte auf das Ufer von Tlatilolco, das noch weiter entfernt war. Es war offener Wahnsinn, dorthin zu fahren, denn der Weg führte drei Bogenschüsse weit am Königspalast vorüber, und unerkannt vorbeizukommen, schien unmöglich. Aber von einer Ahnung überwältigt, folgten die Freunde der Bitte und drehten das Boot. Sie fuhren jetzt geradeswegs in die Höhle des Löwen.

Die Sonne erreichte den siebenten Turm der Tempelpyramide. Die blendend weißen Paläste der Stadt warfen keinen Schatten mehr. Da entstand vor dem Königsschloß ein Gedränge: riesige Sonnendächer wurden getragen, ein Kreis von Kriegern stellte sich auf, die goldenen, smaragdenbesetzten Befehlsstäbe der Offiziere blitzten weithin in der Sonne. Dann trat der Herr der Welt aus dem Tor. Er trug die Kriegstracht, den Mantel aus Tigerfell und die Sternkrone aus den Federn des weißen Adlers und des roten Reihers. Auf der Brust leuchtete ihm die Königskette aus ungeheuren Türkisen. Auf die Knie fielen Adlige und Soldaten, und Montezuma ging ruhigen Schrittes, ohne die Hand zu heben, zur Barke, wo der Herr der Wasserhäuser ihn kniend erwartete. In diesem Augenblick geschah etwas Furchtbares, Unerwartetes. Aufwühlendes, etwas, was einem Volk von ungezählten Millionen das Herz in der Brust stillstehen ließ: die Sonne verschwand vom Himmel!

Die Sonne verschwand vom Himmel, und einen Augenblick breitete sich ein grünlicher Schein über See und Stadt aus. Dann aber brüllte die Erde auf! Aus dem Gipfel des rauchenden Berges schoß eine Feuerwolke und bedeckte den Himmel mit Blut. Tosend brach der Vulkan seine diamantenen Tore auf, die Erde wankte unter seinem Anstoß, und wie erschlagen lagen die Menschen auf dem Boden. Ein furchtbarer Luftdruck hatte in einem Augenblick Dächer abgedeckt, Bäume und Menschen entwurzelt und den See zum Toben gebracht. Auch der Herr der Welt war gestürzt. Doch schon im nächsten Augenblick erhob er sich wieder. Er kannte keine Furcht. Als er seine Blicke über das Wasser fort auf den brennenden Berg richtete, schoß eben aus dem Salzsee eine ungeheure Woge empor und überschüttete dröhnend die schwimmenden Gärten der westlichen Seeseite mit zerstörender Gewalt. Er zuckte zusammen. Dort blühten, in jahrhundertelanger Zucht unnachahmlich gewachsen, die blauschimmernden Königsrosen, die nur die Gemächer des Herrn der Welt schmückten. Der König liebte die Blumen. . . .

Aber während weiter die Erde sich krümmte unter den Flammendrohungen des Bergriesen, während die schwimmenden Gärten Vernichtung traf und aus den Straßen der Stadt nun ein Aufschrei von hunderttausenden angstgepeinigter Menschen zum Himmel stieg, lag ruhig im rötlichen Flammenlicht des Popocatepetl die Vorstadt des Zauberer da. Und über die östliche Seeseite wo glitt ein kleiner Nachen, von dem schweren Gang der Wellen eher getrieben als gehindert, auf Tlatilolco zu. Glückstrahlend lauerte die Tochter Ocelis, des großen Magiers, zu Füßen des Sängers und sah ihn unverwandt an. Als die Wasserhose im Westen losbrach, der sie wie durch ein Wunder entgangen waren, hatte der Blühende Strauch ihr versprochen, sie mit sich in den Palast zu nehmen.

Lob auf die Landschaft

In der Stadt bist du ein wildes Tier
Voll Haß und Hunger, List und Gier,
Und lauernd hinter Gitterstangen
In dir gebunden und gefangen.

Geh aber leicht im Wandergang.
Da bist du voller Ueberschwang.
In Wind und Wolke und Gelächter
Schmilzt um der alte Weltverächter.

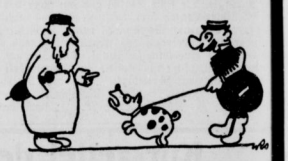
Der Straße sanfter Bogen schnellt:
Dich Wanderpfeil in blaue Welt.
Im grünen Gras siehst du die Pferde
Beseligt tanzen auf der Erde.

Die Wolke sacht vorüberschwebt.
Der dunkle Wald im Abend bebt.
Und auf dem Fluß, den kühlen, klaren,
Siehst du die Lebensschiffchen fahren.

O Landschaft, heilige Natur,
Wir folgen deiner Flammenspur,
Zwei Feuer, feierlich entzündet,
Bis unser Weg im Dunkel mündet.

Max Barthel

Guter Rat



„Wollen Sie nicht Ihren Köter einsperren! Sein Gekläffe nimmt mir die Nachtruhe."

„Na, schlafen Sie doch, dann hören Sie nicht, daß er bellt."

„Der Tokaier"

Theater in der Königgrätzerstraße

Um es vorwegzunehmen: diese neue Komödie von Hans Müller war ein gewaltiger Theatererfolg, ein Erfolg, wie er in dieser bühnenkritischen Zeit Direktoren, Autor und Darstellern von Herzen zu gönnen ist. Darf man hoffen, daß dies Stück ein Kassenstück wird im alten guten Sinne des Wortes? Oder wird der allgewaltige Herr Schærer sich auch dieser Dichtung erbarmen müssen, um sie ein paar Wochen lang auf den Brettern zu halten, die für uns Berliner immer noch die Welt bedeuten sollten? Nein, dies Stück, verehrte Mitbürger vom Mittelstand, ist wohl wert, daß ihr einmal den Kassenpreis bezahlt. Das andere System — ihr wisset wohl, welches ich meine — sollte ihr ausruhen heißen. Dann wäre es um die wirkliche Kunst in unserer Vaterstadt besser bestellt. Aber das nur zur Einleitung.

Was Hans Müller betrifft, so weiß man bei ihm nie, will er Probleme schürfen, will er die uralten Stacheldrahtzäune zerschneiden, die die Natur bekanntlich zwischen den beiden Geschlechtern zu errichten beliebte, und die bei unserer nicht mehr ganz primitiven Fühl- und Denkart nicht mit den Schranken fallen, die das Erotische zwischen Mann und Weib, um die Sache schmackhafter und noch begehrenswerter zu machen, erbaut hat; oder will er nur amüsant plaudernd etwas erzählen, was zwischen zwei Menschen sich spinnt und was einem geschickten Bühnenstückschreiber Gelegenheit zu großen dramatischen Szenen, zu kleinen, oft recht witzigen Bemerkungen und zu Erfolgen gibt, die billig, aber mit großem Nutzen zu verwerten sind.

Ich glaube, dem Dramatiker Hans Müller darf die „bona fides" zuerkannt werden, er will wirklich ganz ernst mit uns reden, und wenn er zu diesem Zweck den Weg der Komödie wählt, so tut er das, weil er seinen oft blendend aufflackernden Humor hier breiter entfalten kann als in einer Tragödie. Dies Tokaierstück hat eigentlich alle Voraussetzungen für tragische Konflikte; aber Müller umgeht sie klug, weil er weiß, daß die große Kraft, die zu solcher Entwicklung nötig wäre, in seinem Vorwurf nicht enthalten ist.

Da kommt ein weltberühmter Tenor, der in Amerika Triumphe feierte, in seine Heimat Wien zurück, in seinem Gefolge einzig seine Frau. Die hat er sich vor ein paar Jahren aus seiner Heimat mitgenommen, und sie ist ihm unentbehrlich geworden. Sie erzählt das gleich selbst: der „Tokaier", dessen der Künstler bedarf, um vor jedem Auftreten die Kraft und Begeisterung für seine Kunst zu bekommen, das ist sie, seine eigene Frau, die ihn vor jeder Vorstellung in seiner Garderobe in die richtige Stimmung versetzen muß; wie sie das macht, wird nicht gesagt, aber sie fühlt aus unverstandenem Auflehnungsgefühl gegen die — übrigens durchaus natürliche und von der Natur gewollte — erotische Anitachelungsmission des Weibes, daß sie hier „mißbraucht", zur Odaliske eines alternden Paschas herabgewürdigt werde. Es ist eine der größten Dummheiten der sogenannten anständigen Frauen, daß sie sich in ihrer Menschenwürde verletzt fühlen, wenn der geliebte Mann auch durch die verschlungenen Pfade zivilisierter Erotik lieber mit der eigenen Frau wandeln will als mit minderwertiger weiblicher Jahrmarktsware. An dieser Borniertheit der Frauen ist schon manch glückliches Ehegeschiffelein zerschellt. Bei unserem Tenor ist das alles aber eine Komödie, die er inszeniert, um die Geliebte glauben zu machen, daß sie es wäre, die ihn zu seiner großen Kunst begeistert. Ehe die Frau zu dieser Erkenntnis kommt, läuft sie Gefahr, einem Piraten des Lebens in die Arme zu fallen, der angibt, sie zu lieben und, mit ihr in ihrer „Menschenwürde" gekränkt, gegen den Gatten und Künstler sich verbindet.

Getragen wurde die Aufführung, zu der der Dichter aus Wien erschienen war, durch das geniale Spiel von Emil Jannings, der wieder einmal zeigte, daß er auch zu den größten Könnern der Sprechbühne gehört. Neben ihm stand die reizvolle Carola Toelle, die — bei der Seelenverwandtschaft der Rollen ist das kein Wunder — an die Nora der Sorma erinnerte. Die etwas undankbare Rolle des „Dritten" war Curt Bespermann zugefallen, der immer, wenn die Situation heikel für ihn wurde, sich mit Schnodderigkeit aus der Klemme zog. Die Regie des Herrn Bruck entbehrte des Schwunges.

Dr. Leonhard Birnbaum

Der polnische Dichter Wladislaw Reymont
Träger des Nobelpreises für Literatur

Das Ende der Goethe-Bühne

Direktor Peterson zurückgetreten

Das Schicksal der Goethe-Bühne hat sich nun so, wie vorauszusehen war, erfüllt. Direktor Otto Peterson ist von der Leitung des Unternehmens zurückgetreten. Auf seine Gläubiger will man versuchen, das Unternehmen unter neuer künstlerischer Leitung aufrecht zu erhalten. Bisher ist aber noch kein Nachfolger gefunden worden, sodaß das Schicksal des Theaters ganz ungewiß ist.

Zu unseren Mitteilungen über Herrn Otto Peterson, den bisherigen Direktor, schreibt uns dieser, daß er „nicht um Krach aus Riga verschwunden" sei und daß er „mehr in Moskau noch Riga gelebt und gewirkt habe. Da er sich nicht mit Politik befasse, könne bei ihm keine monarchistisch-reaktionäre Gesinnung gemacht vorausgesetzt werden. Abonnementsgelder der Goethe-Bühne habe er nie für sich verwandt."

Wir geben diese Berichtigung aus Gründen der Loyalität wieder, wobei wir betonen, daß wir niemals behauptet haben, daß Herr Peterson „Abonnementsgelder der Goethe-Bühne für sich verwandt habe."

Unser Gewährsmann, der uns die Angaben über Herrn Peterson machte, der Herausgeber der „Romantik", Dr. Kurt Boß, teilt uns mit, daß er auf unsere Rückfrage sich sofort eine Abschrift des ihm mitgeteilten Materials in Riga bestellt habe. Bis zu dessen Eintreffen müssen sich nun beide Parteien gedulden.

Ada Sari. Dem italienischen Koloraturgesang geht ein Lobesruf voraus; was wir von der Capsir hörten, war bewundernswert und rechtfertigte durchaus das Lob des bel canto. Ada Sari, der erste Koloratursopran der Mailänder Skala, enttäuschte bei ihrem Auftreten vor geladenem Publikum im Bechstein-Saale. Die Lockerheit ihrer Kadenzen ließ zu wünschen übrig; nicht selten störte kehliger Stimmansatz, verschlimmert durch eine momentane Indisposition. Mozart war ein verunglücktes Experiment. Mehr lag der Sängerin das ausgesprochene Dramatische und das getragene Melos Verdis. Da klingt ihre starke Stimme, unterstützt von einer soliden Atemtechnik, voll und klar. Es scheint, als ob Ada Sari als jugendlich Dramatische besser ist denn als Koloratursängerin.

—ng.

Verein sozialistischer Aerzte. Dienstag, 2. Dezember, abends 7½ Uhr, in der Aula der Schule Joachimsthaler Straße 31, an der Ausbürger Straße. Tagesordnung: „Der Kampf um den Paragraphen 218" (vom sozialhygienischen und strafrechtlichen Standpunkt). Referenten: Dr. Fritz Brupbacher und Frau Referendar Marianne Fabian. Gäste willkommen.